

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Saskia, Jungnikl

Papa hat sich erschossen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

1	TOD..	11
2	SAMMELN	14
3	GLÜCK	20
4	LANDLEBEN	27
5	GRÜN	41
6	HEIMREISE	44
7	TILLS TOD..	49
8	ZUHAUSE... ..	58
9	WAFFEN	64
10	GEWITTER.	70
11	ARZT.	71
12	TILL..	75
13	SOHN	89
14	LEICHE..	92
15	BURGSPIELE	99
16	POPE-STAR.	103
17	GLAUBE.	107
18	PLATZ....	117
19	MUSIK... ..	124
20	ARVID....	131

21	ARVID ÜBERLEBT	139
22	SARG	143
23	LUSTIGES.....	150
24	WARUM.	153
25	SUIZID... ..	165
26	SCHULD..	174
27	SPRACHE	180
28	ERHARD..	189
29	TOCHTER	200
30	FREMDE..	203
31	FAMILIE	211
32	BEZIEHUNG	218
33	SCHLAFEN... ..	225
34	MAMA.....	226
35	WEISE	236
36	BANALES.	238
37	ABSCHIED.....	247
	Dank	249
	Hilfe	251

1 TOD

Ich weiß nicht, wieso es heißt, der Suizid eines geliebten Menschen lasse alles andere banal erscheinen, wenn es doch der Suizid ist, der selbst das Banale in eine Hölle verwandelt.

Vor sechs Jahren stehe ich in einem Coffeeshop. In der Hand halte ich einen Becher mit einem doppelten Espresso und einem Schuss Milch.

Mein Handy läutet.

Meine Mama ruft an.

»Papa ist tot. Er hat sich erschossen.«

Ihre Stimme klingt ein bisschen zittrig und unglaublich erschöpft. Für ein paar Sekunden bleibt alles stehen, bis es mir den Hals zuschnürt.

Ich drehe mich im Zeitlupentempo. Rechts neben mir ist eine Tafel. Darauf steht mit weißer Kreide das Tagesangebot geschrieben, jemand hat in hellblau eine Kaffeetasse und kleine Blümchen dazugemalt. Links von mir sitzt ein Paar in Ohrensesseln. Sie halten beide eine Zeitung in der Hand. Er liest, sie redet. Ich sehe, wie sich ihre Lippen bewegen. Neben ihnen sitzt ein junger Mann. Er hat eine Schiebermütze auf, eine Tasse in der Hand und blickt aus dem Fenster.

Alle machen weiter wie bisher.

In meinen Ohren rauscht es. Ich schaue nach vorne. Dann starre ich auf meinen Becher.

Als ich klein bin, renne ich meinem Vater beim Einkaufen immer weg und warte dann hinter der Kasse auf ihn, dort, wo die Mahlmaschinen stehen und die Luft voll ist mit dem köstlichen Geruch nach feingemahlenem Kaffee.

Ich muss tief einatmen. Fast schnappe ich nach Luft.

Während meine Mama mit mir schwanger ist, hat sie ständig Lust auf türkischen Kaffee. Nachdem sie ihn getrunken hat, löffelt sie den süßen Kaffeesud oft aus dem Kännchen. Neun Monate kriegt sie nicht genug von dieser körnigen Substanz.

Ich spüre, wie eine große Angst in mir aufsteigt. Der Becher wird schwer.

Als ich endlich selbst alt genug bin, um Kaffee zu trinken, bin ich glücklich. Ich trinke ihn, aber ich esse auch Kaffeeeis, lutsche Kaffeezuckerln und löffle Kaffeejoghurt. Manchmal friere ich Kaffee zu Eiswürfeln ein und freue mich, wie sie auf der Zunge zergehen, und als ich älter bin, gebe ich sie mir in Gläser mit Rum oder Wodka.

Der Anruf an diesem sonnigen Vormittag im Juli 2008 zerstört nicht nur eine Lebensliebe.

Der Suizid meines Vaters verändert meine Welt völlig. Sie wird ruiniert, und in den kommenden Jahren werde ich versuchen aufzubauen, was er eingerissen hat. Ich liebe und bewundere meinen Vater sehr, und an diesem Tag wird er zu meinem schlimmsten Feind.

Der Weg zur Versöhnung ist lang.

Ich stelle den Kaffeebecher weg.
Seit diesem Tag trinke ich schwarzen Tee mit Milch.

2 SAMMELN

Mein Vater war ein Freund von doppelseitigem Klebeband. Ich weiß das, weil ich nach seinem Tod Tage damit verbringe, in seinen Zimmern Dinge von der Wand zu kratzen. Alles, was es ihm nur halbwegs wert ist, doppelseitig und ewigkeitssicher aufbewahrt. Ich arbeite mich durch Zeitungsartikel über Bücher und Musikalben, durch eigene und fremde Zeichnungen, durch verwitterte Filmplakate, durch Ausdrucke von Nacktmodellen, Totenmasken aus Ton und kunstvoll geschnitzte Dolche. Ich stocke, wenn ich Fotos von mir sehe, Fotos von meinen Brüdern. Noch heute kleben an den Fenstern Reste, irgendwann habe ich einfach aufgegeben.

Mein Vater ist ein Sammler. Er sammelt nicht auf Messie-Art, aber alles, was seine Interessen bedient oder auf irgendeine Art brauchbar sein könnte. Zwei Räume in unserem Haus hat er für sich und nach seinen Vorstellungen ausgebaut. Sie liegen übereinander und sind mit einer Wendeltreppe verbunden. Gemeinsam haben sie eine Größe von über sieben Quadratemern, und ich muss ihm beim Ausräumen unwillkürlich Respekt dafür zollen, mit welcher Kunstfertigkeit er es geschafft hat, sie bis ins letzte Eck vollzustopfen und dabei

doch den Eindruck zu erwecken, man könne sich frei darin bewegen. Dutzende leere Erdnuss-Dosen, halbvolle Druckerpatronen, hundertsiebzehn Vorratspackungen Streichhölzer, drei Schreibtische.

Das Erste, was einem auffällt, wenn man den unteren Raum betritt, sind die Wände. Sie waren früher einmal weiß, aber über die Jahre und durch den Rauch unzähliger Zigaretten, Zigarren und Pfeifen sind sie in ein dunkles Ocker verfärbt. Es riecht ein wenig nach Staub und nach Räucherstäbchen und Kerzen, vor allem nach Sandelholz. Für mich riecht es nach Zuhause, und in den ersten Jahren nach seinem Tod kommen mir immer unwillkürlich Tränen, wenn es irgendwo nach Sandelholz oder Lavendel riecht.

Das Zweite, was man sieht, sind Bücher, Tausende Bücher. Sie sind neben- und aufeinanderliegend in Regalen geschichtet, gestapelt in jedem Eck, aufgereiht an den Seiten der Treppe. Als wir sie einmal zählen, kommen wir auf über 7000 Stück. Er hat sie im Laufe seines Lebens angehäuft. Und alle gelesen. Er besitzt die gesammelten Werke seiner Lieblingsautoren Arno Schmidt, James Joyce, Kurt Vonnegut, T.C. Boyle und Erich Kästner bis hin zu dem deutschen Schriftsteller Herbert Rosendorfer und dem Science-Fiction-Autor Stanisław Lem.

Manchmal benennt er unsere Katzen nach ihnen, wir haben im Laufe der Jahre etwa einen Lem, einen Boyle und einen Sam(uel Beckett). Außerdem sammelt er Literatur über Filme und Musik, genauso wie Biographien über Politiker und Künstler, pädagogische Standardwerke, Bücher über die Psychologie des Menschen und erotische Literatur. Links neben der Tür steht ein riesiger schwarzer Schrank mit Glastür, darin be-

findet sich eine Sammlung religiöser Werke. Es gibt alleine von der Bibel sieben Ausgaben, jede in einer anderen Übersetzung und mit unterschiedlichen Anmerkungen versehen. In den Büchern stecken oft dazu passende Zeitungsartikel oder Ausdrucke, in vielen hat er am Rand der Seiten mit Bleistift seine Gedanken notiert. Er liest Bücher sehr selten einfach nur so nebenher, meistens studiert er sie, wieder und wieder.

Kurz vor seinem Tod wünscht er sich von mir die Gesamtausgabe des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel und ist sehr glücklich, als ich sie ihm schicke. Er schreibt mir deshalb eine Textnachricht, und ich habe sie auf einem der zwei alten Handys gespeichert, die ich schon lange nicht mehr benutze, die ich aber auch nicht wegwerfen kann.

Daran muss ich denken, als ich da oben stehe und Dinge von der Wand schabe. Seit er tot ist, habe ich die Handys weder eingeschaltet noch mir die Nachrichten von ihm angehört, die darauf gespeichert sind. Ich traue mich nicht, ich kann einfach nicht. Aber ich weiß, dass sie da sind. Wenn ich daran denke, dann kann ich seine ernste, tiefe, schöne Stimme hören und wie er sagt: »Saskia.« (Pause) »Hier ist dein Vater Erhard.« (Pause) Als würde ich seine Stimme nicht sofort erkennen und überhaupt, was glaubt er denn eigentlich, wie viele Väter ich habe?

Seine Telefonnummer lösche ich erst vier Jahre nach seinem Tod aus meiner Kontaktliste. Ein paarmal will ich anrufen und den Menschen hören, der jetzt seinen Anschluss hat. Aber das traue ich mich auch nicht. Ich kann die Nummer noch heute auswendig, und das ist eine jener Sachen, von denen ich so sehr hoffe, dass ich sie einmal vergessen werde.

Bei den Hegel-Bänden ist er nur bis Band drei gekommen. Dann hören die Notizen an den Seitenrändern auf. Vierzehn verschiedene Teeservice, Weingläser in jeder Fassung, eine Sammlung alter Fotoapparate, zwei Schreibtischladen voller Batterien. In diesem Antiquariat stehen Wertgegenstände aus Silber neben Tonschalen aus China, Holzspeere aus Madagaskar lehnen an der Wand und Plastikschild vom Kirtag aus dem Dorf liegt in den Regalen.

Als mein Vater in den siebziger Jahren aus der Bundeshauptstadt Wien in ein kleines Dorf in dieser abgelegenen Gegend Österreichs zieht, hat er in seinem Haus noch nicht einmal Strom. Jahre später wird es das erste mit einem Computer sein. Als er stirbt, stehen in seinen Räumen drei Standcomputer, ein Laptop, zwei Faxgeräte und vier Drucker.

Den unteren Raum nutzt er für Bücher, den oberen für Technik. Wenn man die Wendeltreppe hinaufsteigt, ist auf der rechten Seite ein kleines Studio mit Mischpult, Plattenspieler, Tonbandgerät und Mikrofonen. Mein Vater hat sich eine Soundanlage gekauft, mit Boxen an den Seiten und neben dem Bildschirm, ein Subwoofer hinter der Couch, und er hört immer in einer unglaublichen Lautstärke.

Mein Zimmer liegt gleich daneben, und ich kann oft nicht einschlafen, weil der Bass so durchdringend ist, dass ich das Gefühl habe, sogar mein Bett vibriert. Meistens warte ich eine Zeitlang, bevor ich dann mitten in der Nacht hinüberrenne und ihn bitte, den Ton leiser zu drehen. Ich kann ihn heute noch vor dem Mischpult sitzen sehen, eine Gitarre in der Hand, die anderen lehnen an der Wand.

Mein Vater ist schlank und groß, und die 1,90 Meter werden

durch seine aufrechte Körperhaltung unterstützt. Er hat generell eine gute Körperbeherrschung, seine Bewegungen sind raumgreifend und lassen ihn sehr selbstbewusst und präsent wirken. Seine Augen haben etwas Piffiges und leicht Schelmisches, sie sind blaugrün und haben goldgelbe Sprenkel darin, und meistens schaut er damit freundlich und interessiert, außer er ist wütend, dann verengen sich diese Augen und erinnern mich an harte, böse, kleine Hai-Augen, die niemals blinzeln und bei denen man lieber wegsieht. In der Regel trägt er Jeans und T-Shirts mit Aufschriften wie »Gibson« oder »Fender« oder seiner musikalischen Idole Chuck Berry und B. B. King.

Mein Vater steht auf Blues und Rock'n'Roll. Dementsprechend auch seine Plattensammlung, wobei auch hier, breit gefächert, AC/DC neben Beethoven steht. Ein Banjo, ein Akustikbass und fünf Gitarren. Auf der anderen Seite ein fünfzig Zoll Fernsehapparat-Ungetüm mit DVD-Player und Videorecorder und einer schwarzen Couch davor. Kartons voller Fotos, alle Ausgaben des Wochenmagazins »Spiegel« vom Jahr 1974 bis 2008, drei Humidore, Dutzende alte Uhren.

Mein Vater ist 1940 geboren, mitten im Zweiten Weltkrieg. Meine Mama hat einmal gesagt, das ist der Grund dafür, warum er alles hortet: die tiefsitzende Kindheitsangst, dass alles schnell wieder weg sein könnte. Ich weiß nicht, woran es liegt. Ich weiß, als ich klein bin, haben wir viel Spaß mit dem liebevollen Spötteln über meinen Vater und sein »Schatzkästlein«, aus dem er alles zaubern konnte, was man gerade braucht. Heftklammern, ein Abschleppseil, ein Notstromaggregat.

Trennungen sind irgendwie nicht seine Stärke. Er hat ein paar Briefe angefangen, Liebe Saskia, steht da auf einem sonst

leeren Blatt Papier. Er hat nicht weitergeschrieben. Ich bin etwa drei Jahre lang gekränkt und traurig, dass er, der Mann der vielen Worte, mir nicht einmal einen lächerlichen Abschiedsbrief hinterlassen hat. Dann bin ich dankbar darüber. Ich hätte den Brief, emotional schwer wie ein Pflasterstein, mit mir herumgeschleppt, sicher verpackt. Bei jedem Umzug wäre er dabei gewesen, in jeder verzagten betrunkenen Stunde hätte ich ihn gelesen, hätte geheult, geflucht und ihn zu deuten versucht. Ich bin froh, dass er mir nicht auch noch ein haptisches Zeichen seines Todes hinterlassen hat. Es ist so schon genug.

Am 6. Juli 2008 kritzelt mein Vater eine dürre Nachricht auf einen mintgrünen Post-it-Zettel. Dann steigt er die Wendeltreppe hinunter und holt seinen Revolver. Er geht nach draußen, dort legt er sich unter unseren alten großen Nussbaum. Seine Hausschuhe lässt er an. Ein kleines Detail neben vielen anderen, über das ich mich noch oft wundere. Ich weiß nicht, ob er irgendwann gezögert hat. Ich glaube, er wird noch einmal tief eingeatmet haben, als er da lag. Vielleicht hat er sich noch kurz die Sterne angesehen und der Stille gelauscht. Dann schießt er sich in den Hinterkopf.

Sein Tod teilt mein Leben in ein Vorher und ein Nachher.